

**Zeitschrift:** Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen  
**Herausgeber:** Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft  
**Band:** - (1897)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Originalkorrespondenz aus Ostafrika  
**Autor:** Kaiser  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1092465>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Originalkorrespondenz aus Ostafrika.

Von Hr. Kaiser.

Unser korrespondierendes Mitglied, Herr *Kaiser* von Arbon, der sich zum Zweck naturwissenschaftlicher Forschungen jahrelang in El Tor an der Westküste der Sinaihalbinsel aufgehalten hat, ist anfangs des letzten Jahres mit einer kleinen Gesellschaft deutscher Herren durch Ostafrika gereist. Glücklicherweise wieder am Meere angelangt, schrieb er uns unterm 3. April 1897 von Beira in der portugiesischen Provinz an der Ostküste u. a. Folgendes, wofür wir das Interesse der Leser voraussetzen zu dürfen glauben:

„Heute melde ich Ihnen nun unsere glückliche Rückkehr an die Küste und die Weiterreise nach dem Kap über die Delagoa-Bai und Prätoria; letztern Abstecher machen wir weniger zu Forschungszwecken als aus blosser Reiselust und in der Erwartung, uns auf ihr allmählich wieder an europäische Verhältnisse zu gewöhnen. Allerdings interessierte es uns nebenbei auch, die südlichen Bantuvölker und die Hottentotten etwas näher kennen zu lernen; soviel ich aber bis jetzt gemerkt habe, werden wir nicht sehr viele Beobachtungen sammeln können, denn, wo die Eingeborenen so sehr mit Europäern in Kontakt stehen wie dort, kann man nichts Originelles mehr sehen.

Unsere Inlandreise traten wir im Juli von Pangani aus an, folgten dem gleichnamigen Flusslaufe bis zum Kilima-Ndscharo, durchquerten dann die Massaisteppe in der Breite des Meru-Gebirges und des grossen Natronsees und passierten die deutsch-englische Interessensphäre bei Sonjo. Von hier ab folgten wir dem Guasso Nyiro-Tale, überschritten dann den Ngare Dabasch und wendeten uns nach den Landschaften Sotiko und Lumbwa, um von dort in Kawirondo den Victoriasee zu erreichen. Leider wurde ich hier durch kurzes Unwohlsein davon abgehalten, den Weg weiter nach Westen fortzusetzen und musste Dr. Schöller allein nach Uganda reisen lassen. Nachdem ich zwei Monate in Kawirondo auf die Rückkehr von Herrn Schöller gewartet, traten wir kurz nach Neujahr wieder den Rückmarsch zur Küste an. Auch diese Reise ging ohne bedeutende Hindernisse von statten. Sie führte uns über das Kamassia-Gebirge nach dem Naiwascha-See und von hier nach Kikuyu und dem Athiflusse entlang durch die nördlichen Wakamba-Gebiete. Bei Kibwesi kamen wir auf

die Karawanenstrasse, die von Mbasā zum Viktoria-See führt, und zogen dann in Eilmärschen zur Küste, da die grosse Regenzeit einzusetzen drohte und wir ohnehin schon genügend verregnet worden waren. Im ganzen werden wir etwa 2000 Meilen zurückgelegt haben. Ich habe auf dem ganzen Wege ununterbrochen Itineraraufnahmen gemacht, reichhaltiges Material an Winkelmessungen nach entfernteren Punkten gesammelt, einige Hundert Photographien aufgenommen und die durchreisten Gebiete so eingehend als möglich nach ihrem geologischen Baue durchforscht. Nebenbei habe ich auch viele pflanzen- und tiergeographische Beobachtungen angestellt und Pflanz- und Sprache der drei uns bekannt gewordenen Völkergruppen (Bantu, Niloten und Hamiten) nicht ganz ausser acht gelassen. Dr. Schöller bringt sehr reichhaltige Sammlungen an ethnographischen Gegenständen und Gehörnen mit nach Europa, und soweit ich die Interessen des kostentragenden Expeditionsunternehmers nicht schmälerte, habe auch ich etwas Weniges an ethnographischen Gegenständen mit zur Küste geschleppt, freilich in so bescheidenem Masse, dass es kaum der Mühe wert ist, Ihnen heute schon zu bemerken, dass ich dieses Wenige s. Z. gerne unserm ethnographischen Museum von St. Gallen schenke.

Die wissenschaftlichen Resultate unserer Reise sind mit denen eines Kilima-Ndscharo-Meyer natürlich nicht zu vergleichen, erstens, weil die ganze Arbeit nur mir zufiel und infolge dessen nicht mit vollen Vorkenntnissen in Angriff genommen werden konnte, zweitens, weil wir verhältnismässig rasch reisten und mir nur sehr wenig Zeit und wenig Litteratur für die Vorbereitung zur Verfügung stand, ausserdem die Expeditionsausrüstung in dieser Hinsicht etwas dürftig bestellt war. Immerhin glaube ich in der Lage zu sein, von den bereisten Ländern ein wahrheitsgetreues Bild entwerfen zu können, um so mehr, als ich mich bei meinen Betrachtungen durch keinerlei Vorurteile beeinflussen liess. Im allgemeinen habe ich den Eindruck gewonnen, als wären die von uns bereisten englischen Gebiete wertvoller als die deutschen, aber doch so ungünstig gelegen, dass nie eine namhafte Kolonie hier entstehen könnte. Der Handel und die Pflanzungen, die wir auf deutschem wie auch auf englischem Gebiete kennen lernten, waren unbedeutend. Ich sah einmal etwas Kautschuk in Dar-es-Salam, etwas Elfenbein in Kawirondo und Mbasā, eine grössere Kaffeeplantage im Usambara-Gebirge

und einen kleinen Kaffeegarten in Kibwesi auf englischem Territorium. Am Kilima-Ndscharo, von dem man so viel spricht und für den man sogar eine Bahn bauen will, sah ich nur Felder der Eingeborenen. Weitaus der grösste Teil der von uns besuchten Gegenden war Grassawanne oder unfruchtbares Parkland. Nur gegen den See hin, in den Landschaften Sotiko und Lumbwa, Kawirondo und Ussoga wird namhafter Ackerbau betrieben, ferner in Ukamba und im Küstengebiete. Die Seegebiete sind aber so sehr von der Küste entfernt, dass nie an eine Ausfuhr gedacht werden kann, selbst dann nicht, wenn die Engländer ihre Uganda-Railway zu Ende geführt haben werden, was noch viele Jahre in Anspruch nehmen wird, obschon sie das Werk mit grosser Energie und flüssigen Geldmitteln angegriffen haben. Meines Erachtens ist diese Seebahn wieder nichts als eine politische Spekulation, schlau durchdacht wie alle englischen Schachzüge. Wenn man die Einwohner von Kawirondo noch, wie sie Gott geschaffen, herumgehen sieht und bedenkt, dass selbst im Kulturstaate Uganda die Briefmarken mit Kaurimuscheln erstanden werden, so kann man es natürlich auch mit den Hoffnungen auf Einfuhr nicht ernstlich nehmen. Mit dem Elfenbein, glaube ich, ist es auch nicht weit her. Wir sahen auf unserer ganzen Reise auch nicht einen Elefanten, ja nicht einmal der wertloseste „Zahn“ wurde uns zum Kaufe angeboten, und bei einer Suahelikarawane, die über ein Jahr kreuz und quer durchs Land gezogen war und alles erreichbare Elfenbein eingekauft hatte, sahen wir nur einige Bruchstücke guter Zähne, einige kleinere Hauer, weiter nichts. Es existiert gewiss noch etwas Elfenbein in Ostafrika, es wird aber von den Eingeborenen mit jener Sorgfalt verborgen und geheim gehalten, mit der etwa eine alte Dienstmagd ihre ersparten Louisd'or unter der Matratze oder in einer Bodennische versteckt, denn wie bei dieser das Geld, so spielt beim Eingeborenen das Elfenbein die Rolle eines heiligen, unverzinst gehaltenen Kapitals, das nur bei schlechten Zeiten angetastet werden darf. Bis letztes Neujahr wurden alle vom und zum See kommenden Lasten noch mit Trägern befördert und kamen pro 35 Kilo auf ca. 100 Fr. Transportkosten zu stehen. Jetzt haben die Engländer eine Fahrstrasse für Ochsenwagen vollendet und eine solche wäre auch für das deutsche Schutzgebiet zu empfehlen, wenn nicht die Tsetsefliege und die Rinderpest so häufige Verheerungen unter den Last- und Zugtieren anrichteten. Am Neujahr kam

schon der erste „Velopeter“ am See „angeradelt“, und ich denke mir, dass auf dieser Strasse vielleicht auch Motorenwagen in Betrieb gesetzt werden könnten, namentlich auf den Strecken, wo die Tsetsefliege heimisch ist. Der ganze Verkehr, auf den zu rechnen ist, erstreckt sich natürlich nur auf Transport und Verproviantierung der europäischen Beamten und Soldaten, und da sind es wieder die Engländer, welche wissen, warum sie ihre Wachposten da oben haben. Wie es mit den deutschen Besitzungen südlich von Dar-es-Salam und am Tanganyika steht, vermag ich nicht zu beurteilen, jedenfalls aber wird ein grosser Teil der dortigen Erzeugnisse und der dort verwendbaren Importartikel durch Sansibar und Indien deutscher Spekulation entrissen, und es wäre daher für Deutschland von grosser Bedeutung, Sansibar wieder in seinen Besitz zu bekommen. Die letzten Wirren von Sansibar hatten insofern für die deutsche Kolonialpolitik einen Nutzen, als viele handeltreibende Araber auf deutsches Gebiet übersiedelten und hier den Handel mit der Zeit etwas aufbringen werden. Die portugiesischen Besitzungen, welche ich während unseres Aufenthaltes in Mozambique und Beira oberflächlich kennen lernte, scheinen ganz unbedeutend zu sein und werden eines Tages ebenso wie der Kongostaat im Innern auch in andere, wahrscheinlich englische Hände übergehen müssen. Mozambique erinnerte mich sehr an das unglückselige Massaua: kein Leben, kein Handel, viele Soldaten und viele Gefangene, gute Ordnung und hübsche Anlagen, aber nirgends Geld. Beira ist lebhafter, scheint eine Zukunft zu haben, aber es hat schon unheimlich viele Engländer hier, und heute eben sind wieder englische Truppen gelandet worden, um von da ins Betschuanenland vorzudringen. Da die Küste bei Beira den Schlüssel zu den englischen Besitzungen am Nyassa bildet, und diese letzteren von den Engländern kaum mehr aufgegeben werden, so muss es im englischen Interesse liegen, möglichst bald sich einen Weg zur Küste zu bahnen, und bald genug wird das ahnungslose Portugal wieder an einer Leimrute Englands hangen und wohl bei Beira Federn lassen müssen.

Bei Antritt unserer Reise dachte ich, dass wir vielleicht auf Fundstellen von Metallen oder Wertsteinen stossen würden, denn das Gebiet, das wir durchstreiften, scheint auf den ersten Blick hin für solche Funde sehr geeignet zu sein. In Sansibar sah ich Gold, das vom Victoriasee stammen sollte, und

in Dar-es-Salam hörte ich von Rubinen erzählen, die man im Pare-Gebirge fände. Meine Hoffnungen gingen aber nicht in Erfüllung; ich fand ausser Eisen- und Kupferspuren auch nicht das Geringste, das mich in meinen früheren Annahmen bestärkt hätte, und ich bewundere heute Ost-Afrika geradezu wegen seiner Armut an nutzbaren Mineralien. Dagegen haben mich meine geologischen Forschungen in anderer Hinsicht sehr befriedigt. Ich beobachtete hin und wieder die vom roten Meere und vom Niltale her mir bekannten tektonischen Störungen der Erdrinde in einer Grossartigkeit, wie ich sie nie geahnt hatte. An der Küste war wenig davon zu bemerken, im Gegenteil, vom Kap Guardafui weg war nicht einmal mehr die Verwerfungswand zu erkennen, an welcher Lemurien in die Tiefe gesunken und das Brückenglied zwischen Asien und Afrika verschwunden ist. Ebenso flach als die Ufer nach dem Innern des Kontinents hin ansteigen, so sanft verlieren sie sich auch nach dem indischen Ozean hin, und zwischen Beira und Madagaskar ist die See so seicht, dass grössere Fahrzeuge zur Zeit der Ebbe meilenweit von der Küste vor Anker liegen müssen. Jedes Kind begreift, dass die grossen Inseln Pemba, Zanzibar, Mafi und Madagaskar vor nicht allzulanger Zeit mit dem afrikanischen Festlande in Verbindung gestanden haben müssen, und es braucht nicht viel Phantasie dazu, um sie auch nach Nordosten hin mit Asien zu verbinden. Dass diese Brücke wirklich bestanden hat, ist eine längst erwiesene Tatsache, und es unterliegt keinem Zweifel, dass über sie die asiatischen Steppenpflanzen in Afrika eingewandert sind, welche nun in einem grossen Teile dieses Kontinents sich angesiedelt und zu den typischen Wüstenpflanzen sich weiter entwickelt haben. Die bereits erwähnten grossartigen Brüche, Verschiebungen und Senkungen der festen Erdrinde machten sich bei der Annäherung an die Berglandschaft Usambara zuerst geltend und wiederholten sich dann in allen möglichen Variationen und Kombinationen bis zum See hin. Am interessantesten war die sogenannte ostafrikanische Grabenversenkung mit ihren zum Teile ganz jungen Vulkankegeln auf dem Verlaufe ihrer Bruchspalten. Bewunderungswürdig waren auch die enormen Lavaergüsse, welche zwischen Kilima-Ndscharo und Kenia ausgedehnte Plateaugebirge bilden und wegen ihres spärlich entwickelten Pflanzenwuchses den geographischen Untersuchungen wie eine Karte offen liegen. Die enormen Vulkanriesen Kilima-Ndscharo, Meru, Kenia und Elgon

konnte ich leider nicht untersuchen, nichtsdestoweniger bewunderte ich sie aber ob ihrer Formen und ihrer äquatorialen Gletscher. Meyers „afrikanische Gletscherfahrten“ sind auch so eingehend und wahrheitsgetreu beschrieben, dass es fast eine Anmassung<sup>o</sup> wäre, wollte ich es versuchen, noch etwas zu dieser interessanten Schilderung beizutragen; ich verweise daher nur auf dieses ausgezeichnete Buch und möchte es namentlich allen Denen empfehlen, die einen solchen afrikanischen Bergriesen selbst zu besuchen einmal Gelegenheit finden. Ich habe viel über die Ursachen der afrikanischen Bruchlinien und der mit ihnen Hand in Hand gehenden Eruptionen nachgedacht und glaube nun ganz bestimmt, dass sie mit den Verschiebungen der Eiszeiten von einer Hemisphäre zur andern harmonieren. Wenn ich nach der Schweiz komme, will ich die darüber gemachten Studien gerne einmal in einem Vortrage klarlegen, und ich hoffe, dass die geographische Gesellschaft von St. Gallen mir dies vielleicht erlauben wird.

Sehr grosses Interesse haben bei mir die verschiedenen Völkerschaften Ost-Afrikas erweckt; an der Küste die Bantustämme Wasuaheli, Wasegua, Wapare und Wateita, weiter westlich die Bantu mit Hamitensitten, die Waruscha, Wadschagga, Wakamba, Wakikuyu, dann der mächtige Hamitenstamm der Massai, das Mischvolk der Wasotiko und Walumbwa und am See endlich das sonderbare Nilotenvolk der Wakawirondo. Die Küstenneger haben mit ihren Verwandten im Süden, den Kaffern, sehr viel Aehnlichkeit und stehen auch den Seevölkern Wanyamwese und Waganda nicht ferne. Die am Kilima-Ndscharo und Kenia wohnenden Bantu aber weisen schon viel Hamiteneigentümlichkeiten auf, nicht nur in den Sitten und Gebräuchen, sondern selbst in ihrem Körperbau. Ebenso gemischt sind die Wasotiko und Walumbwa, welche ursprünglich wohl Hamiten sind, von Bantu- und Nilotenblut aber so durchsetzt wurden, dass man heute wirklich nicht recht weiss, wohin man sie stellen soll. Die Massai haben unter den von uns kennen gelernten Völkern ihren hamitischen Typus am reinsten bewahrt, obschon sie oft sehr schwarz sind und durch künstliches Schiefstellen der oberen Schneidezähne zur Prognathie neigen. Durch welche Mischung die Niloten entstanden sind, vermag ich mir nicht zu erklären. Ihre Sprachen gehören teilweise zum Bantu-Idiome, teilweise scheinen sie mit der Massaisprache Verwandtschaft zu haben. Von zwei bis dato angenom-

menen Völkerschaften, den Wakuafi und Wandorobo, habe ich die Ueberzeugung gewonnen, dass sie keine eigentlichen Völker, sondern nur Berufskasten eines Volkes bilden und füglich zu den Massai gestellt werden dürfen. Die zwitschernde Sprache der Wandorobo, von der Fischer schreibt, und die wahrscheinlich die Meinung erwecken sollte, dass hier wieder ein Sprengteil der Hottentottensprache gefunden sei, existiert gar nicht. Es sind jene Leute einfach Massai, die keine Viehherden besitzen und von der Jagd leben, die Wakuafi hingegen ansässige, ackerbau-treibende Massai.

Es ist schade, je mehr man reist und sieht, je mehr drängt sich einem das Bedürfnis auf, noch mehr zu sehen, und man kommt eigentlich nie zu einem Ziele, ebensowenig als beim Suchen und Erkennen des eigenen Ich.“

---

## Im Nordosten von Kamerun.

Nach den Mitteilungen von Missionar Fr. Autenrieth\*), von C. Stolz, St. Gallen.

Etwa 10 Stunden oberhalb der Mündung des Wuri liegt am Abo, einem Nebenfluss desselben, als Stützpunkt für die weitverzweigte Arbeit im hügeligen Abolande die Basler Missionsstation Mangamba. Von der auf einer Anhöhe liegenden Station aus sieht man in der Ferne einen weissen Berg, der stets die Verwunderung der Europäer erregt hatte, weil nur das eine sicher war, dass es kein Schneeberg sein könne. Bei klarem Wetter ist der nordöstliche Horizont begrenzt von den schönen Nkosi\*\*)-Bergen mit ihren kühnen Formen. Diese Gegenden waren bisher nicht nur den Europäern unbekannt, sondern auch von den Eingeborenen war über sie absolut keine zuverlässige Kunde zu erhalten. Besonders an den kuppelförmigen, ca. 2500 m hohen Kupe-Berg knüpfen sich so viele grausige Hexen- und Gespenstergeschichten, dass die Leute überzeugt sind, es brauche ein ganz

---

\*) Missions-Magazin 1894. Nr. 2, 4, 5.

\*\*\*) Bisher irrtümlich Bakosi genannt — dies ist der Name des Volkes und nicht des Landes.